

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 4 (1900-1901)
Heft: 6

Artikel: Uebt die Musik moralische Wirkungen aus?
Autor: Pudor, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664071>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

In der Frau Wangen stieg eine tiefe Glut empor. Sie senkte den Blick. „In Gottes Namen,“ sagte sie leise, die Hände faltend.

„So, und nun sollst du sehen, wie froh und heimelig es bei uns werden soll, wenn sich die fremden Gäste erst bei uns eingelebt haben! Deinen Fuß kannst du dann in aller Ruh' auskuriert —“

„Andres“, unterbrach sie ihn, „ist das die arme Anna, die ihren Mann so früh verloren hat?“

„Ja,“ sagte er. „Wir haben uns bisher wenig genug um sie beklümmert, Christiane!“

„Armes Ding!“ sagte sie mitleidig. „Läß sie nur kommen. Ein Bett steht ja noch droben in der Kammer und für den Kleinen giebt's schon irgendwo ein Plätzle. Ich freu' mich, daß ich nicht mehr tagelang so müterseelenallein daheim bleiben muß, wenn du fortgehst.“

„Gelt?“ gab er zurück. „Aber das sag' ich dir, Christiane, die alte Kräuter-Staerliesel, die muß mir von jetzt an alle Wochen einmal ihren Teller warme Suppe bei uns holen, wenn sie auch ein bißle g'schupft ist — denn das ist sie doch!“

Kinderwort.

Von Clara Forrer.

„Warum blickst du stets zur Erde?“
Frägt das Kind an meiner Seite,
Das als lieblich Weggeleite
Mit mir durch die Fluren geht.

„Warum blickst du stets zur Erde?“
Schön ist nicht die braune Scholle,
Sieh, ich schau ins wundervolle
Licht, das hoch am Himmel steht.

Wenn du allzeit blickst zur Erde,
Kannst du nicht die Vöglein schauen,
Siehst du nicht, wie dort im Blauen
Flockenweiß ein Wölklein geht.“ —

Warum blickst du stets zur Erde? ...
Kindermund, wie sprichst du weise:
Glücklich, wer die Lebensreise
Hochgewandten Blickes geht.

*) Uebt die Musik moralische Wirkungen aus?

Von Heinrich Budor.

Die berühmte und berüchtigte lex, welche zu so lebhaften Kunstdebatten in Kreisen, welche sonst der Kunst ziemlich fernstehen, geführt hat, hat auch das alte Schlagwort wieder hervorgelockt, daß die Kunst mit der Moral nichts zu tun habe, weil sie über aller Moral stehe. Es lohnt sich der Mühe, zu untersuchen, ob dies Wort, das immer zitiert wird,

*) Welt am Montag.

über das aber sehr wenig nachgedacht wird, eigentlich richtig ist. Von vornherein steht fest, daß alle Asterkunst, perverse Kunst, Scheinkunst, auf die niedrigsten Instinkte berechnete Kunst, sehr wohl demoralisieren kann, ja sogar demoralisieren muß. Da wird aber dann entgegnet, daß diese Kunst ihres Namens nicht würdig sei und daß hier bloß von der reinen, hohen, heiligen Kunst die Rede sei. Daß diese letztere nun über aller Moral steht, kann schon zugestanden werden. Daraus folgt indessen noch nicht, daß sie mit der Moral nichts zu thun habe, daß sie nicht moralisiere. Vielmehr ist der Kernpunkt der Frage nur der, ob sie bewußt, absichtlich und freiwillig moralisiere oder unbewußt, unabsichtlich und unfreiwillig. Und das letztere ist in der That der Fall. Die Kunst hat indirekt, unbewußt und unabsichtlich die tiefsten moralischen Wirkungen auf Individuen und Völker ausgeübt, solange sie vorhanden ist. Denn wer wollte nicht zugeben, daß die Kunst veredle, daß sie den Schönheitssinn pflege, die edelsten Instinkte im Menschen wachrufe, daß sie Idealismus und Enthusiasmus in ihm erweckt, daß sie ihn emporzieht aus dem gemeinen Alltagsleben zu den lichtvollen Höhen edler Menschlichkeit — sind dies nicht moralische Wirkungen? Die Kunst ist der Ausfluß der höchsten Sittlichkeit — wie sollte sie nicht sittlich wirken? Glaubt man, die griechische Kunst habe auf die Sitten des griechischen Volkes nicht veredelnd eingewirkt? Welches sollen denn sonst die Wirkungen der Dramen eines Aeschylus und Sophokles, der Bildwerke eines Phidias und Praxiteles gewesen sein? Aber die Kunst übt diese moralischen Wirkungen unbewußt und unabsichtlich durch sich selbst aus — sie sagt nicht „Du sollst“, sondern „Hier ist“. Sie sagt nicht: Du sollst das und das thun“, sondern sie sagt „Hier ist das Schönste und Edelste, was wir uns denken können.“ Der Mensch aber lernt nun dieses Schönste und Edelste lieben und bildet sich selbst von selbst darnach. Das ist die moralische Wirkung, die die Kunst ausübt, und es ist die höchste moralische Wirkung, die es giebt. Unbewußt sprechen die Kunstwerke zu den Menschen: „Werdet so edel wie das, was wir herstellen.“ Und unbewußt hat der Mensch von allen Zeiten der Kunst an sich darnach veredelt.

Aber gerade aus dieser unbewußten moralischen Wirkung der Kunst resultieren auch große Gefahren. Denn ebenso, wie die hehre Kunst auf diese Weise moralisierend wirkt, kann die Asterkunst demoralisieren. Und sie thut es eben um so sicherer, als sie es indirekt thut. Sie stellt die niedrigsten Instinkte des Menschen als ebenso liebenswert dar, wie die hehre Kunst die edelsten Instinkte darstellt. Und unbewußt bildet sich nun der Mensch nach diesen niedrigsten Instinkten und wird somit demoralisiert. Alles dies erhellt am besten aus einer Betrachtung der Geschichte der

Musik als der am unmittelbarsten und deshalb auch am stärksten wirkenden Kunst.

Alle Künste stellen Empfindungen dar, und zwar in sinnlichen Formen, die Malerei z. B. in der Form der Farbe, die Musik in Form des Tones, wie er zum Ohr dringt und vom Ohr zur Seele, und so gleichsam wieder zu dem wird, was er gewesen ist: Empfindung. Schon hieraus erhellt, wie selbstverständlich es ist, daß die Kunst moralische Wirkungen ausübt, denn die Moral hat es mit der Gesinnung zu thun; die Gesinnung setzt sich aus Empfindungen zusammen, aus Empfindungen aber wird die Kunst geboren und Empfindungen stellt sie dar und Empfindungen erweckt sie. Bei der Musik, sage ich, werden die Empfindungen am unmittelbarsten wiedergegeben, am unmittelbarsten angeregt, und deshalb übt die Musik die größten und moralischen Wirkungen aus. Die alten Griechen haben dies sehr wohl gewußt und deshalb die Musik bewußt und absichtlich zu moralischen und sogar medizinischen Zwecken benutzt, hiermit sie aber zugleich ihres selbstlosen, unbewußten, rein künstlerischen Charakters beraubt und sie zu einer Magd und Aerztin herabgedrückt. Künstlerischer hat die katholische Kirche verfahren, indem sie den Gregorianischen Kirchengesang ihrem Dienst einverleibte, dabei aber das Unbewußte und Unabsichtliche der moralischen Wirkung der Musik nicht aufhob. Und Ähnliches hat Luther in der protestantischen Kirche gethan. Er nannte die Musik „eine Zuchtmeisterin, die die Leute gelinder und sanftmütiger, fittsamer und vernünftiger macht“, und schrieb: „Die Bewegung des Gemütes im Baume zu halten und zu regieren, sage ich, ist nichts kräftiger denn die Musik. Denn nichts auf Erden kräftiger ist, die Traurigen fröhlich, die Verzagten herhaft zu machen, die Hoffärtigen zur Demut zu reißen, die hitzige und übermäßige Liebe zu stillen und zu dämpfen, den Neid und Hass zu mindern, und wer kann alle Bewegung des menschlichen Herzens, welche die Leute regieren und entweder zu Tugend oder zu Laster reizen und treiben, erzählen? (Siehe Gedanken von der Musika aus dem Jahre 1538.)

Schopenhauers „Metaphysik der Musik“ ist ebenfalls nichts als ein Versuch, die Wirkung der Musik auf die Empfindungen, Triebe und Leidenschaften des Menschen tiefer zu begründen, und geistvoll leitet er sie daraus ab, daß die Musik den Willen (Trieb) selbst des Menschen objektiviert, ähnlich wie Wagner die Musik vom Schreie herleitet.

Wenn die Musik die Empfindungen am unmittelbarsten darstellt, so zeigt zugleich die Geschichte der Musik, wie man im Laufe der Entwicklung der Musik dieser Unmittelbarkeit immer näher kommt. Bei Bach ist die Empfindung noch ganz eingeschränkt, gleichsam archaisch, bei

Tschaiikowsky ist sie ganz unverhüllt, ganz frei, ganz offen und bloß, gleichsam nackt.

Aber es kommt nun in der Musik nicht bloß darauf an, die Empfindungen möglichst unvermittelt darzustellen, sondern — da wir es eben mit der hohen, hehren, heiligen Kunst zu thun haben — die höchsten und edelsten Empfindungen darzustellen. Hier haben wir gegenüber den willkürlichen, subjektiven, individuellen und augenblicklichen Abschätzungen des Wertes der Musik der verschiedenen Zeiten und Komponisten einen sicherer Maßstab zur Beurteilung. Beethoven ist der größte Musikheros, weil er ein meeresstießes Empfindungsleben gehabt hat und die edelsten und hehrsten Empfindungen zum Ausdruck und zur Darstellung gebracht hat. Er ist der unfreiwilligen Sittenapostel der größten einer. Die nichtklassische Musik ist im Gegensatz hierzu minderwertig, weil sie triviale Empfindungen, seichte, oberflächliche, banale, frivole, unedle Empfindungen illustriert. Und deshalb wirkt sie, wie wir nun ohne Scheu aussprechen können, demoralisierend. Allerdings kann der Mensch nicht immer und immer nur den tiefsten Empfindungen sich hingeben, aber eine Musik, welche unedle Empfindungen ausdrückt, rückt aus der Sphäre der für die Ewigkeit geschaffenen hehren Kunst in die Sphäre der nach bloßer Zerstreuung und Unterhaltung verlangenden Alltagsgemeinde herab. In diesem Sinne spricht Danilewski von den „unverschämt leichtsinnigen Klängen der Straußschen Walzer.“ Die Musik eines Beethoven wirkt dagegen wie Religion — denn Religion ist, wie Ellen Key richtig sagt, Alles, was unser Herz erhebt. Und so wirkt Bach reinigend, Händel befreiend, Mozart und Haydn erheiternd, Schumann verinnerlichend, Beethoven erschütternd, Wagner erregend und beunruhigend, Chopin einschmeichelnd und zugleich erschlaffend und auflösend, Mendelssohn sinnlich veräußerlichend.

Tolstoi hat das Verdienst, den Zusammenhang der Künste mit der Moral nachdrücklich hervorgehoben zu haben. Aber er leitet seine Schlussfolgerung, daß die Kunst, im Besonderen die Musik, unsittlich wirke, aus der minderwertigen Musik ab. Ebenso gut aber wie die Musik eines Offenbach auf das Empfindungsleben verflachend und verunedelnd, also gewissermaßen demoralisierend wirkt, kann die Musik eines Beethoven vertiefend und veredelnd wirken, und sie thut es um so mehr, als die Musik an und für sich den gewaltigsten Einfluß auf das Seelenleben des Menschen ausübt.

Aus alledem können wir die Aufgaben der Komponisten sowohl als die des Publikums herleiten. Jene müssen streben, nur ihre edelsten Empfindungen in der Musik, die sie schaffen, zu objektivieren, und dieses muß nur diejenige Musik acceptieren, welche edle Empfindungen aus-

spricht. Und des weiteren erhellt, wie nötig es die Komponisten haben, vor allem sich selbst zu edlen Menschen, welche ein tiefes und geläutertes Empfinden haben, heranzubilden. Andernfalls sind sie nur Handwerker, Techniker, Handlanger, Schmarotzer, Lakaien, Clowns, aber nicht Künstler. Künstler sein, heißt Priester sein. Schon Schiller nannte die Bühne eine moralische Anstalt; er meinte wenigstens, sie solle es sein. So auch mit der Musik. Das Musikhaus muß ein Tempel sein, ein Kunsttempel, und das Streben der schaffenden Tonkünstler muß darauf gerichtet sein, durch ihr Empfindungsleben alles Gemeine, Frivole und Triviale durchsickern zu lassen wie durch ein Filter und ihr solchergestalt geläutertes und veredeltes Empfindungsleben in Tönen zum Ausdruck zu bringen — auf daß die Musik, wenn auch unbewußt und unabsichtlich, aber um so sicherer moralisiere.

—.6.—

Der Schwur^{*)}

Es sprach zu Hänschen Gretchen:
„Mein Lieben mich gereut.
Du scherzt mit allen Mädchen,
Wir sind geschied'ne Leut.
Geh' deines Weges wieder!
Mein Kuß bleibt dir versagt,
Bis einst der span'sche Flieder
Im Garten Apfel tragt.“

Das Fenster ward geschlossen,
Den Vorhang zog sie für,
Und Hänschen ging verdrossen
Von seiner Liebsten Tür.
Als Tags darauf er wieder
Den Weg zur Trauten fand,
Sah Gretchen auf dem Flieder,
Daran sie Apfel band.

Arnold Böcklin.

16. Oktober 1827 — 16. Januar 1901.

„Was geht's Dich an, wie Dich die Leute finden?“ ruft Virgil in der Divina Commedia seinem Dante zu, den er durch den Berg der Läuterung führt. Hätte Böcklin dem Gerede der Leute Folge gegeben, die sogar über der Betrachtung seiner reifsten und ureigensten Werke die Köpfe schüttelten und ihm dieses und jenes am Zeuge flickten, so hätte er sich fraglos vermöge seiner Schaffenskraft bei Zeiten ein behagliches, ja äußerlich reiches Dasein erpinseln können; allein was hätte aus seiner Liebe zur freien Kunst, was aus ihm selber werden müssen, wenn er seinem eigenen Genius untreu geworden wäre und sich abhängig gemacht hätte von der Kunst und dem Urteil derjenigen, die den Geschmack gepachtet zu haben wähnen? Nun, er wäre einer von den Vielen, aber

^{*)} Aus „Spielmannslieder“ von Rudolph Baumbach. Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig.